

Nikolas Raunigg

Thema 3:

Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.

(Ludwig Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus, 5.6)

Von der Macht und vom Zauber der Sprache

Wir leben in einer Welt der Sprache. Als gerade erst Geborene werden wir zum ersten Mal gezwungen, uns mithilfe der praktischsten und uns ureigenen Möglichkeit der Mitteilung, dem Laut, verständlich zu machen. „Ich will zurück! Es war sehr schön!“, wollen wir wohl alle sagen. Wir schreien und die gespannte Schar derer, die uns freudig erwartet hat, weiß, wir leben. Wir haben das erste Mal gesprochen – und auch wenn wir keine definierte Sprache, keine Vokabel, keine unterscheidbaren Phoneme benutzt haben, haben wir uns mitgeteilt. Instinktiv versuchen wir zu sprechen, wie wir es im Mutterleib seit der Entwicklung unseres Gehörsinns wahrgenommen haben. Die liebevollen Gespräche unseres Vaters mit unserer Mutter, Triviale, wie die inhaltlich nahezu belanglose Unterhaltung an der Kasse in einem Supermarkt, die Erfahrenere, die uns auf dieser Welt im Lebendigwerden zugekommen sind, führen, und zuletzt, vor dem Hineingeworfenwerden in die Notwendigkeit, nun selbst mitzureden, die Anweisungen der Hebamme, wie unsere Mutter uns nun auf diese Welt zu bringen hat. Wir haben so oft schon vor unserer ersten großen Kränkung, der Geburt, dem Herausgerissenwerden, geübt zu atmen, jedoch immer rechtzeitig mit dem Kehlkopf unsere Luftröhre verschlossen, um kein Fruchtwasser in die Lunge zu bekommen, wir haben so viele Worte gehört – jetzt ist es an der Zeit, selbst zu sprechen.

Zu Beginn unserer Laufbahn als Redner werden wir versuchen, unsere Lippen aufeinanderzupressen, um sie dann mit einem instinktiv gekonnten Ausstoßen von Luft wieder voneinander zu lösen. „Mamamamam, Papapapapapa.“ Ein weiches, zärtliches Auseinanderziehen freut unsere Mutter. Ein hartes, explosives unseren Vater. Sie fühlen sich angesprochen, in ihnen steigt ein Gefühl des Glücks auf, nur weil wir geübt haben, nun endlich mitreden zu können, nur weil wir uns dieses nahezu unbegreiflich spannend und vor allem nützlich erscheinende Instrument zu eigen zu machen versucht haben. Wir wollen aber nicht nur andere erfreuen mit unserer Sprache, sondern wie Wittgenstein das sagt, wollen wir unsere Welt vergrößern, unseren Horizont erweitern und uns neue Möglichkeiten der Interaktion schaffen, die uns ohne die Sprache auf ewig verwehrt blieben.

Wenn wir beobachten, wie unser Vater unsere Mutter um den Salzstreuer bittet, der auf dem Tisch steht, den wir sehen können, mit dem wir spielen wollen, den wir aber nicht erreichen können, und

unsere Mutter ihm dann gibt, wollen wir die gleiche Macht über unsere Mutter gewinnen, die unser Vater irgendwann zuvor gewonnen haben muss. Wir wollen sie steuern, wir wollen ihre Hand zum Salzstreuer bewegen, auf dass sie sie dann weiter zu uns bewegt und wir endlich das Salz verstreuen können, für welches wir solche Neugier empfinden. Aber noch können wir das nicht, also versuchen wir so gut wie möglich die Anweisung, den Steuerungsbefehl, den unser Vater gegeben hat, zu imitieren. Wir üben und üben und irgendwann funktioniert es; unsere Eltern verstehen uns, geben uns – sofern sie bereit sind die Sauerei danach zu beseitigen – den Salzstreuer, und wir haben unsere Welt um genau diesen Salzstreuer vergrößert. Dieser Salzstreuer, der bisher nur Teil der Welt unserer Eltern und all ihrer Freunde, die zu uns zu Besuch gekommen waren, um mit unseren Eltern zu essen, gewesen war, wird plötzlich Teil unseres Universums. Er steht uns zur Verfügung, wir können ihn benutzen. Aber nicht nur der Gegenstand, den wir auch durch Wachstum und Gehenlernen irgendwann ohnehin vom Tisch nehmen hätten können, hätten wir das Sprechen auch nie probiert, ist Teil unserer Welt geworden, sondern etwas viel Wertvolleres als eine lapidare materielle Verbindung von Metall und Halogen, Natrium und Chlor, nämlich die Macht, andere durch Mitteilung unserer Gedanken, Wünsche und Gefühle dazu zu bringen, uns zu helfen. Wir haben es geschafft, Kooperation zu erzeugen; einfach so, durch Atmen, Zischen, Schnalzen, Explodierenlassen, haben wir es geschafft, etwas Abstraktes herzustellen. Kooperation. Doch es ist nicht nur so, dass das Herstellen von Abstraktem durch Sprache viel einfacher zu bewältigen ist, sondern die Sprache ist sogar so potent, dass es nur durch sie und nur durch den Erwerb ihrer erst möglich wird, das Abstrakte zu beschreiben und somit zu begreifen.

Wenn wir die Sprache unser Leben lang nur zum Dirigieren, Verlangen, Bestellen benutzt haben, immer mehr Bezeichnungen unserer Mitmenschen für Gegenstände imitiert haben, sind wir irgendwann Meister darin, uns Dinge beschaffen zu lassen. Nahrung, Spielzeug, Telefone, Uhren, absolut alles für uns in dieser eingeschränkten Welt Erdenkliche. Wenn wir aber als professionelle Anschaffer durch eine Allee spazieren, in die sich der Herbst in all seinen Farben, mit all seinen Geräuschen, mit all seinen Gefühlen niedergelegt hat, können wir die roten, orangen, braunen Blätter als Blätter bezeichnen, die Vögel benennen, die sich noch nicht gen Süden aufgemacht oder sich gar zu bleiben entschieden haben; aber wir können den Geruch der Blätter, das Modrige, das uns an die Kartoffeln aus Omas Keller erinnern mag, die wir als Kinder so ungern gegessen haben, die wir uns aber doch jedes Mal mit einem lieben Lächeln hinunterzuwürgen bewegt haben, weil wir unsere Oma, die wir vielleicht in dieser Welt nicht mehr besuchen können, so geliebt haben, oder den Gesang der Spatzen in ihren wohlklingenden Quinten, oder die Farben der eifrigen Sänger, oder ihre Beweggründe zu singen, alle nicht beschreiben; den Herbst als Ganzes, den Frühling, den Sommer, den Winter – wir können sie alle nicht benennen und unterscheiden. Wir können ohne die Erweiterung unseres Sprachvermögens um die abstrakten Begriffe keine Gefühle beschreiben, uns

selbst nie Klarheit darüber verschaffen, was in uns vorgeht, nie reflektieren, was wir getan haben, ob es gut ist, so gehandelt zu haben, und ob wir es wieder so tun sollten. Unsere Welt kann ohne die Sprache nur eine kalte, lieblose Welt sein.

Die Machtlosigkeit des Menschen, wenn ihm diese abstrakten Begriffe fehlen, beschreibt Wittgenstein mit dem letzten Satz seiner logisch-philosophischen Abhandlung. „Worüber man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.“ Man mag das ethisch verstehen, eine Tabuisierung gewisser Themen vermuten – man muss es aber als genau das, was unsere Welt so fürchterlich einschränkt, beschreibend anerkennen. Wofür ich kein Wort habe, dafür kann ich nicht brennen. Ich kann es nicht lieben, kein Feuer verspüren für das, was mir nicht benennbar ist, weil ich nie ergründen kann, was es tatsächlich ist. „Irgendetwas fehlt“, stellen wir so oft fest, „dass ich jetzt glücklich wär.“ Aber wir sind unfähig, dieses Irgendwas zu erreichen, solange wir es nicht festzumachen imstande sind. Wir können uns die Macht eines Dings, das wir nicht ausreichend zu benennen vermögen, an einem einfachen Beispiel veranschaulichen. Nehmen wir an, uns wird etwas gestohlen und wir wissen nicht, wer es getan hat. Wir können höchstens eine Anzeige gegen *Unbekannt* einbringen. Wüssten wir den Namen des Täters, wäre uns der Begriff, der den Körper, der unser Eigentum entwendet hat, beschreibt, bekannt, könnten wir ihn zivilrechtlich verfolgen lassen und unser Eigentum aus seinem unrechtmäßigen Besitz zurückholen, die Macht, die er über uns hatte, uns in unserem Besitz einzuschränken, kehrt sich nur durch das Ruchbarwerden seines Namens in eine Macht unsererseits um, ihn in seinem Besitz einzuschränken. Kennen wir ihn nicht, liegt bei uns keine Macht und ist somit die Chance auf das Wiedererlangen des Gegenstands äußerst gering. Im Islam sind die Ohnmacht des Menschen gegenüber Gott und die Allmacht Gottes durch eine genau auf diesem Prinzip fußende Regel manifestiert. Egal, wie viele Namen der Mensch für Gott findet, es gibt immer noch mindestens einen mehr, den der Mensch noch nicht kennt. Somit wird Gott nie vollständig benennbar, nie dreht sich das Machtverhältnis um.

Welche Wände können uns aber noch die Welt begrenzen, wie der Hadrianswall und die Chinesische Mauer schier unüberwindbar durch unsere Erkenntnisfähigkeit verlaufen, wenn wir die uns wichtig erscheinenden materiellen und abstrakten Begriffe in der Sprache, die wir unsere Mutter von Anfang an sprechen gehört haben, alle gelernt haben? Es sind die lokalen Grenzen der verschiedenen Idiome der verschiedenen Völker, die wir nicht zu verstehen gelernt haben, und die sinnlichen Grenzen des Lesens, das Fehlen der synästhetischen Fähigkeit, den Gehörsinn, durch den wir Sprache erlernt haben, mit dem Gesichtssinn zu ersetzen.

Wir können jede erdenkliche dirigierende Phrase, jeden uns in unserer Muttersprache auszudrücken möglichen Befehl an einen richten, der eine andere Muttersprache hat – wir werden keine Macht über ihn haben, er wird uns nicht verstehen. Es ist ihm genauso wie uns möglich, den Satz zu

formulieren, den Satz zu verstehen, das Eingeforderte auszuführen – aber eben nicht in unserer Sprache. Die Worte, die er benutzt, haben dieselbe Bedeutung wie unsere, dieselbe Wirkung, wenn er einen seiner Sprache so beschimpfen sollte, wie es uns möglich wäre, in unserer Sprache einen der unsrigen zu beschimpfen, hätte er ihn genauso verletzt wie wir es getan hätten, aber irgendwo während der Entwicklung vom Affen zum Menschen, als unsere Vorfäter sich in kleinen Gruppen stammesartig organisiert hatten, während sie immer besser lernten, ihren Kehlkopf, den wiederum ihre Vorfahren nicht kontrolliert zu öffnen und zu verschließen vermocht hatten, zu benutzen, um sich mitzuteilen, haben sich die die Vorgängersprache seines Volkes Hervorbringenden vielleicht irgendwo entschieden, eine andere, für sie wichtigere Sache, mit einem einfacher zu produzierenden Laut zu belegen, oder vielleicht hat irgendwann ein Stamm germanischer Wilder gegen seine Vorfahren im Kampf verloren, wodurch sein Volk eine romanische Sprache zu sprechen fortführen konnte, während rund um sein Land herum ein unterentwickelter Vorbote des Deutschen oder Englischen oder Niederländischen gegrünzt wurde. Und nur weil irgendwann irgendwo irgendwer irgendwie eine andere phonetische Richtung eingeschlagen hat, haben wir jetzt über diesen einen kein bisschen der Macht, die wir uns so über alle unserer Sprache mühsam angeeignet haben. Unsere Sprache ist durch die Zugehörigkeit zu einer sprachlichen Nation nahezu unüberwindbar stark begrenzt. Wittgenstein beispielsweise ist nach England ausgewandert, um dort zu philosophieren. Er hat sich die Macht der Fähigkeit, sich verständlich zu machen, mühsam angeeignet, indem er Englisch gelernt hat. Eine andere als die Sprache, die ihm schon im Uterus vertraut gemacht worden war. Eine Fremdsprache. Dies ist tatsächlich der einzige Weg, sich verbal – mit Händen und Füßen, nonverbal, also durch Gesten könnte man wohl Angehörigen anderer Völker auch einiges vermitteln – mit denen, deren Vorfahren irgendwo phonetisch anders abgebogen sind, zu verständigen. Seine logisch-philosophische Abhandlung hat er mit seinem Freund Russell auf Englisch übersetzt und eine bilinguale Gesamtausgabe unter neuem, polyglottem Titel veröffentlicht. „Tractatus logico-philosophicus“. Ein lateinischer Name, ein Begriff aus einer Sprache, die absolut kein Weltbürger im Uterus wie den Herzschlag seiner Mutter gehört hat, eine Fremdsprache für jeden einzelnen potenziellen Leser soll für die Verständlichkeit bei *mehr* statt *weniger* Lesern führen? Manchmal scheint die Sprache den kleinsten gemeinsamen Nenner aus allen Sprachkulturen zu suchen und ihn auch in einer *lingua franca* zu finden; in Wissenschaftskreisen konnte einmal das Latein die Vorherrscherrolle einnehmen, als das antike Rom seinem Imperialismus freien Lauf ließ und die Welt zu erobern versuchte, bis es ob seiner Dekadenz zerfiel und mit dem Niedergang der Entwicklung seiner Sprache auch seine kulturellen Errungenschaften niedergingen; heute herrscht das Englische vor, nachdem die Briten und US-Amerikaner seit Jahrhunderten ihrem ausgeprägten Sendungsbewusstsein geschuldet nahezu so ungehemmt wie die Römer zu ihrer Zeit ihre Tentakel nach allen anderen Kulturen strecken; der Abbau von sprachlichen Grenzen durch Vereinheitlichung

scheint auch eine Möglichkeit, die Welt für viele zu vergrößern; Bentham oder Mill würden wohl jubeln über solch imperialistisches Expandieren, Vereinheitlichen der Sprache und Vereinheitlichen der Schrift.

Aber was hätte es dem Wittgenstein, der verstanden werden will, wenn er seine Gedanken in Deutsch und Englisch drucken lässt, wenn seine Abhandlung einem in die Hände fällt, der es nie gelernt hat, schwarze Tinte auf weißem Papier so zu deuten, wie es für Wittgenstein eine Selbstverständlichkeit ist?

Als die Azteken, die keine Schrift entwickelt hatten, keine Ahnung hatten, wie sie ihre Gedanken außer durch mündliche Tradition und Auswendiglernen – wie es auch in unseren Breiten durch die Eosager mit Gesetzestexten passieren sollte, bevor nach dem Niedergang der römisch-griechischen wissenschaftlichen Errungenschaften die Kodifikation von Recht als *ratio scripta* wiederentdeckt wurde – behalten und weitergeben sollten, mit den spanischen *Conquistadores*, die es sich angeeignet hatten, Symbole für die lautlichen Einheiten der einzelnen Wörter, die Phoneme, zu benennen, die sie mit Federkielen aufschreiben konnten, um das Wissen, das sie hatten, zu konservieren, in Kontakt kamen, erstarrten die Azteken in Ehrfurcht. Die Spanier waren Zauberer. Sie hatten eine Magie entwickelt, mit Abwesenden zu sprechen. Die Transformation von hörbarem Wissen in sichtbares erweiterte die Welt all derer, die die Zeichen deuten und schreiben konnten ungemein. Plötzlich konnten sie nicht nur noch mit den Lebenden sprechen, sondern auch mit den Toten. Sie konnten das, was die ihnen bis dahin unzugänglichen auf ewig Gegangenen aufgeschrieben hatten, nachvollziehen, verstehen. Und auch sie selbst konnten Gedanken niederschreiben, um den nach ihnen Lebenden die Möglichkeit zu geben, solange das Schriftstück existiert, mit einem Toten zu sprechen. Genau diesen Zauber nutzt auch Wittgenstein. Aber damit der Zauber funktioniert und an Wittgensteins Gedanken Interessierte diese verstehen können, müssen sie seine Buchstaben, die gedruckte Antiqua und ihre lateinischen Kompagnons unter den Schriften, zu entziffern lernen. Wir nennen es *lesen* und nehmen das Wort täglich ohne große Ehrfurcht in den Mund, doch es ist genau das, was die Azteken damals so bewegte: Ein großartiger Zauber, der unsere Welt wie den Gehörkreis des kleinen Johannes Elias Alder auf seinem einsamen Stein schlagartig und exponentiell immer größer und größer und noch einmal größer werden lässt.

Was können wir also alles bewerkstelligen mit unserer Sprache? Wir können unsere Mitmenschen dazu bringen, uns zu helfen, und uns von unseren Mitmenschen zu Hilfe bitten lassen, wir können unsere Gefühle ergründen und Handlungen reflektieren, wir können andere benennen, sie unterscheiden, Interaktionen mit ihnen erschöpfend beschreiben, wir können unsere Gedanken niederschreiben, unsere Erkenntnis für viele Generationen nachvollziehbar machen, mit der Sprache zaubern, und wir können uns von ihr bewegen lassen. Denn Sprache kann nicht nur nützlich und

praktisch sein, sondern sie kann auch wunderschön sein. Wenn ein Mensch mit einer angenehmen Stimme in einem ergreifenden Rhythmus Wort an Wort reiht und Sinn und Ausdruck der Worte verschmelzen lässt, ist das so bewegend wie wenig anderes. Die Ästhetik der Sprache erweitert zusätzlich zu den von der Sprache erweiterten Welten des Materiellen, der Information und der Macht innerhalb des Universums der abstrakten Eindrücke insbesondere die Welt der Gefühle – durch die Sprache wird man erst fähig, Liebe auszudrücken, und wenn man über sie nachdenkt, kommt man unweigerlich zum Schluss, dass man gar nicht umhin kommt, die Sprache zu lieben.